

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 20 (1930)

Heft: 46

Artikel: Fürio! - in der Chüechlipfanne

Autor: Beaujon, C.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-646084>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

„Kann er leben?“ frage ich.

Der Doktor zuckt die Achseln: „Wenn das Herz durchhält.“

Die Narkose wird tiefer, der Mann schweigt. Das zerschmetterte Nasenbein ist geschnitten. Mit dem verbrannten Körper konnten wir nichts anderes tun als ihn auf ein mit Vaselin getränktes Laken und dann auf Watte zu legen.

In dem Augenblick, in dem ich aufhören Chloroform zu geben, ist der Mann wach. Er springt mir förmlich aus der Narkose heraus. Sieht mit vollkommen klarem Blick den Arzt an.

„Nun, Doktor, was ist los!“ Wie ein Befehl klingt's. Doktor Bauer steht vor Staunen fast stramm.

„Herr Oberleutnant können von Glück sagen. Es sind keine inneren Organe verletzt, zwei Rippen gebrochen, das Nasenbein eingedrückt. Ersteres heilt von selbst — die Nase haben wir geschnitten.“

Und dieselbe harte, helle Stimme sagt: „Doktor, das ist doch Blödsinn. Unmöglich. Ich muß doch völlig unbrauchbar sein. Die Maschine zerquetschte mir doch den Körper. Was ist denn los? Ich will es doch wissen! Ich merke es doch — was ist denn mit mir? Ich habe doch grauenhafte Schmerzen.“ Die letzten Worte kommen einsam, für sich.

„Wir können ja noch einen Professor hinzuziehen, er wird Ihnen meine Worte bestätigen... Ihre Schmerzen röhren von den Verbrennungen her. Das brennende Benzin hat sich über ihren Rücken ergossen, daher wird es lange dauern, sehr lange, bis Sie geheilt sind — das sind natürlich rasende Schmerzen. Wir werden Ihnen mit Morphium helfen.“

Plötzlich starrt der Flieger mich an. Ich habe das Gefühl, ein Gegenstand zu sein, von dem er Besitz ergreift. Er winkt mir, ich trete ganz mechanisch näher.

„Schwester, Sie sehen aus, als ob Sie die Wahrheit sagen. Sagen Sie“, er zeigt mit ausgestrecktem Finger auf den Doktor, „schwindelt der?“

Ich vergesse ganz, daß der Arzt neben mir steht, und sage: „Nein, er sagt Ihnen die Wahrheit.“

Sein Blick fällt zusammen. „Es sind keine inneren Organe verletzt?“

„Nein.“

„Intakt? Als — Mann — Gatte — Vater?“

„Jawohl.“

„Brauchbar als Vaterlandsverteidiger?“

„Jawohl.“

Plötzlich lacht er. Weiß Gott, der Mann lacht!

„Danke, Schwester. Aber die Schönheit, wat, die ist verdu?“ Er faßt an das Wattegebilde in seinem Gesicht.

Der Doktor sagt ein wenig beleidigt: „Ihre Nase bekommen wir wieder völlig in Form, Herr Oberleutnant.“

Die Wärter kamen herein, um ihn auf die Tragbahre zu legen. Das mußte ihm entsetzliche Qualen bereiten. Ich erwarte, daß er aufschreien, daß er vor Schmerz bewußtlos werden würde.

Aber der Kerl ballt die Fäuste und sagt: „Gottverfluchte Schweinebande, der Teufel frikassiere euch! Kamele, verdammt. Wüßt ihr denn nicht, wie man ein kaputtes Stück Körper anfaßt? Saukerle.“ Und während sie ihn losstragen, ganzträumerisch vor sich hin: „Kinder, Kinder, es ist doch nicht zu glauben!“

Kastner heißt er. Und ich will ihn nie vergessen.

Fürst! — in der Chüechlipfanne.

Von Ch. Beaumon.

Still zieht die Straße ihr helles Band durch den Herbstwald. Über die Wipfel der Tannen breitet die Sonne sacht einen goldigen Schleier, Eichhörnchen huschen über den Weg, Vögel rascheln im Laub, die ersten Blätter trudeln durch das Dämmerlicht zur Erde nieder. Das Glockengeläute

von Bern und Wohlen vermischen sich im harmonischen Bielklang zum großen, reinen Tongebet.

Häuser, Menschen, Gärten — sie alle haben sich mit dem sonntäglichen Festgewand geschmückt. Ein farbenfroher Hahn stolziert im Taktenschritt auf dem behäbigen Misthaufen einher, eifrig gackern die Hühner, und auf den Matten weiden die Kühe. Sie bleiben stehen, wenn jemand kommt, vergessen vor Staunen das saftige Gras und niesen mit dem schweren Kopf ein linkisches „Grüß Gott“. In Illiswil wird ein alter Knecht behutsam die Dorfstraße, gegen Steinisweg zu hat man ein Ofenrohr seinem Zweck entfremdet und es als Ablauf einer Gullenpumpe verwendet. Kläffend rennt in großen Säzen ein böser Hund daher, und ein Kätzchen liegt wohlig schnurrend auf einem sonnenwarmen Stein. An abgemähten Feldern geht der Weg vorbei, durch Wäldlein und Lichtungen, und dort gaudi lichtgrün, schelmisch die junge Wintersaat aus der schweren, braunen Erde hervor. Und plötzlich liegt der unterste Teil des Wohlensees vor mir. Von einer Brise leicht gekräuselt blinkt das dunstgrüne Wasser. Wie ein Bierwaldstättersee „en miniature“ sieht unsere Bernerglunge aus — am waldigen Vorsprung dort fehlt nur der Schillerstein, dort liegen Bißnau und Weggis, hier türmt sich die Rigi empor! Dumpf donnern und brausen die Wasser des Mühlebergwerkes. Halt! — die Höchstbelastung der Brücke darf 7000 Kilogramm nicht übersteigen und ohne Anhalten muß sie im 10-Kilometertempo überschritten werden. Ich wußte natürlich im Voraus, daß mein Rucksack das vorgeschriebene Gewicht nicht erreichen würde, und trotzdem habe ich ihn im Bauernhaus links an der Straße schnell nachgewogen — und vor mir überquert ein jüngerer Mann im Laufschritt die Brücke: 10-Kilometer-tempo! So reagiert der Bürger eben ganz unbewußt auch auf die unmöglichsten Vorschriften.

Gesangvereine, die die Stimmgabel vergessen oder verloren haben, werden hier nicht in Verlegenheit kommen. Die offene Transformeranlage summmt einen wunderbar klaren, tiefen Grundton „A“. Wenn ein Tenor ununterbrochen nur diesen einen Ton singen wollte, müßte man ihn fristlos entlassen, aber von einem Elektrizitätswerk kann man schließlich kein musikalisches Ausdrucksvermögen verlangen. Die Technik hat allerdings schon Merkwürdigstes geleistet, und warum sollte sie nicht auch einmal ein jodelndes Elektrizitätswerk schaffen?

Kurz nach Buttnerried macht ein Schild mich auf eine „Hutablage“ aufmerksam. Vermutlich kann man hier die Hütte gegen eine Garderobegehr von 10 Rappen abgeben, ungefähr so wie den Schirm im Museum. Wahrscheinlich läuft man beim Besuch des Werkes Gefahr, via Kopfbedeckung mit der Starkstromleitung in Berührung zu kommen. Wie vorsichtig doch die Menschen sind! Und am Weg steht einsam eine Löwenzahnblüte, eine liebe, alte Tante, die sich gewiß beim Kaffeeklatsch verspätet hat — die vor lauter Schwäche alles vergessen hat, sogar das Blühen zur rechten Zeit. Die Frau Pfarrer in Mühleberg hat vor 150 Jahren auch erfahren, welche Folgen ein Kaffeekränzchen haben kann! Beim Kücheln ist ihr das Feuer in die Schmuckpfanne gefahren, und mit den schönen Küchli ist das schöne Pfarrhaus verbrannt, und sogar noch ein Teil der alten, im Jahre 1523 erbauten Kirche.

In Allenlüften leuchten rote Dahlien in tiefer Glut, ein Pflug steht im Acker, und am Horizont dehnt sich endlos der mächtige Forst. Dorthin zieht es mich, dort will ich im Moos liegen und hören, was die alten Tannen sich erzählen, und schauen, wie die Wolken weich und leicht durch den herrlichen, klaren Herbsttag segeln — weit fort. Auch sie werden wohl von einer großen Sehnsucht in die unbekannte Ferne getragen!

Mit dem Mond wandere ich heimwärts. Aus den Bauernhäusern schauen leuchtende Augen auf die Straße — und dort, ganz in der Ferne, wölben die tausend Lichter der Stadt einen hohen, silbernen Dom in die selige Nacht.